



Der römische Kaiser Domitian. Statue in den vatikanischen Museen. (Ullstein)

Doch noch nicht am Ende des Lateins

Mit Sorge registrierten Lateinlehrer, wie die Schüler ihrem Fach davonliefen. Doch jetzt ist die Sprache plötzlich wieder gefragt. Von Irène Dietschi

Wie klingt Latein? Für manche tönt es nach toter Sprache und Grammatikdrill, der ihnen am Gymnasium zum Stolperstein wurde. Andere assoziieren damit die skurrilen Sprechblasen bei «Asterix und Obelix», die am Seitenrand – Gott sei Dank – ins Deutsche übersetzt sind.

Wie Latein wirklich klingt, davon gab neulich der Altphilologe Hans Jörg Schweizer am Lateintag in Brugg eine lebendige Kostprobe. «Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum» («mit vierfüssigem Klang schlägt der Huf den trocknen Boden»), rezitierte er Vergil, wobei man die Hufe (ungula) förmlich stampfen hörte. Auch wer den Inhalt nicht verstand, konnte es erfassen: Latein ist eine sinnliche Sprache, die fast unbeschränkte Spielereien zulässt.

An diesem «ersten schweizerischen Lateintag» Mitte November waren mehr als 500 Interessierte aus allen Landesteilen geströmt. Fast gleichzeitig fand in Bern der «Latin Lovers Day» mit 350 Besuchern statt, und die Stadt St. Gallen hat den November zum «Lateinischen Kulturmonat» erklärt.

Dies alles werten «Latin Lovers» als Indizien, dass das totgesagte Latein eine Renaissance erlebt. Denn auch an den Schulen ist die alte Sprache wieder gefragt. «Wir spüren an den Gymnasien zurzeit eine Trendwende», konstatiert Ivo Müller, Präsident des Schweizerischen Altphilologenverbandes, der Vereinigung der Latein- und Griechischlehrer.

Von einem «Boom» mag Ivo Müller nicht reden, zumal gesamtschweizerisch noch keine Zahlen vorliegen. Und wahrscheinlich steckt den Altphilologen noch immer der Schock des neuen Maturitätsanerkennungsreglements in den Knochen, das dem Latein nach 1995 beinahe den Gar aus machte. In den elf Langzeitgymnasien des Kantons Zürich zum Beispiel – die eigentliche Latein-Bas-

tion der Schweiz – sackte mit der Einführung des neuen Maturreglements der Anteil Schüler, die eine alte Sprache (Latein, Griechisch oder beides) wählten, innert weniger Jahre von 60 auf etwas über 20 Prozent ab.

Mittlerweile hat der Wind gedreht. In den Zürcher Langzeitgymnasien hat das altsprachliche Profil in den 3. Klassen in diesem Jahr um über 8 Prozent zugelegt und kommt jetzt auf einen Gesamtanteil von gut 25 Prozent, das neusprachliche Profil hingegen büsste 11 Prozent ein und liegt jetzt bei knapp

Neuer Trend

«Wir spüren an den Gymnasien eine Trendwende», sagt Ivo Müller, der Präsident des Altphilologenverbandes.



33 Prozent Gesamtanteil. Noch ausgeprägter ist die Kehrtwende im Literaturgymnasium Rämibühl, einer Hochburg für klassische Bildung: Hier verzeichnet die Fachschaft Latein für das laufende Schuljahr – nach einem starken Einbruch 2007 – fast doppelt so viele Anmeldungen wie im Vorjahr.

Während es aber hierzulande für eine Gesamtzahlenschau noch zu früh ist, kann Deutschland die Trendwende mit gesicherten Daten belegen: «Seit der Jahrtausendwende verzeichnen die Lateinkurse an den deutschen Gymnasien jedes Jahr einen Zuwachs von 8 bis 9 Prozent», sagt Ivo Müller. In Grossstädten wie Berlin beispielsweise werde die Sprache vor allem von türkischen Einwandererkindern sehr geschätzt. «Über das Latein gelangen sie zu einem grundsätzlichen Sprachverständnis und finden dadurch oft auch Zugang zur deutschen Sprache.»

Latein als Mittel, um Integrationsarbeit zu leisten? Diese Funktion müsste man hierzulande noch entdecken. In der Schweiz hat Latein nach wie vor einen elitären Anstrich. Warum die Sprache plötzlich wieder angesagt ist, bleibt diffus. Ivo Müller interpretiert das Phänomen als Wunsch vieler Eltern, ihren Kindern «überzeitliche Werte» zu vermitteln: Augustinus statt Aktien, Seneca statt Soap Operas.

Ebenfalls eine Rolle dürfte die Pisa-Studie spielen, bei der die Schweiz die Spitzenränge verpasste. Die alten Sprachen sollen hier Abhilfe schaffen: «Die

Eltern versprechen sich von Schulen, in denen Latein noch dazugehört, ein disziplinierteres Lernklima und ein höheres Leistungsniveau», erklärt die Berner Altphilologin Gisela Meyer, Organisatorin des «Latin Lovers Day».

Dass an dieser Hoffnung etwas dran sein könnte, zeigt ein Blick in die Evaluation der Maturitätsreform 1995. In dieser Studie schnitten Maturanden mit dem altsprachlichen Profil überall besonders gut ab. Sogar der Präsident der ETH, Ralph Eichler, singt das Hohelied des Lateins. Auf der Homepage des Altphilologenverbandes lässt er sich mit dem Satz zitieren: «Wer Latein oder Griechisch hatte, ist oft auch an der ETH gut, deshalb muss die nächste Maturareform die Kompetenz einer exakten Sprache stärker gewichten.»

Latein als Schlüssel zur Begabung? Als Elitförderung gar? Viele Lateinlobbyisten vertreten diesen Anspruch. Einer, der daran zweifelt, ist der Naturwissenschaftsdidaktiker Peter Labudde von der Fachhochschule Nordwestschweiz. Er habe keine Ressentiments gegenüber den alten Sprachen, sagt er, aber das viel gehörte Argument, dass Latein das «formale Denken» fördere, und zwar auch in Mathematik, sei durch empirische Daten nicht belegt. «Zweifellos handelt es sich bei den meisten Altsprachlern um sehr gute Schülerinnen und Schüler», räumt Labudde ein. «Doch es wäre ein Irrtum zu meinen, dass die Masse der Gymnasiasten dank Latein automatisch bessere Leistungen erbringen würde.»

Auch Ivo Müller will das Latein nicht auf Begabtenförderung reduzieren. Der Altphilologen-Präsident betont, wie sehr sich der Lateinunterricht in den vergangenen Jahren verändert habe, weg von einem Selektions-, hin zu einem Bildungs- und Kulturfach. «Latein hilft den Schülern, sich zu orientieren und Beziehungen herzustellen, sei es zwischen den Sprachen, sei es in den Wissenschaften und im Denken allgemein.»

Zweifel vorhanden

«Latein führt nicht automatisch zu besseren Leistungen in der Schule», sagt der Didaktiker Peter Labudde.



Neues aus der Wissenschaft

Riesenkalmare

Der Humboldt-Kalmare (*Dosidicus gigas*), eines der grössten Raubtiere des Ozeans, lebt im tropischen Pazifik und kann bis zu 50 kg wiegen. Die Tiere können tagsüber in sauerstoffarme Tiefen bis zu 175 Meter abtauchen, müssen dann aber nachts zum Fressen an die sauerstoffreiche Wasseroberfläche kommen. Um die Auswirkungen der Klimaveränderung auf die Tiere besser abzuschätzen, hat ein Team um den Biologen Rui Rosa von der Universität Rhode Island Riesenkalmare im Golf von Kalifornien eingefangen und in speziellen Wasserkammern auf einem Schiff verschiedenen CO₂- und Sauerstoffkonzentrationen ausgesetzt («PNAS», Early Edition). Dabei zeigten die Tiere zwar eine grosse Fähigkeit, ihren Stoffwechsel zu drosseln. Eine hohe CO₂-Konzentration an der Wasseroberfläche, wie sie bis zum



Jahr 2100 erwartet wird, könnte aber für die Tiere zu Sauerstoffmangel führen. Sie würden dadurch lethargisch und damit unfähig, genügend Beute zu erjagen. (kmr.)

Schokolade als Appetitzügler

Wer Süsses mag, aber befürchtet, über die Weihnachtszeit zu viel davon zu naschen, der sollte sich an schwarze Schokolade halten. Dänische Lebensmittelwissenschaftler haben in einem Experiment herausgefunden, dass dunkle Schokolade – mit einem erhöhten Anteil an Kakao – viel sättigender ist als die klassische Milchschokolade. Wenn Probanden 100 Gramm dunkle Schokolade gegessen hatten, war ihr Appetit auf süsse, aber auch salzige und fettige Speisen wie Pizza in den folgenden zweieinhalb Stunden beträchtlich geringer als nach dem Konsum von Milchschokolade. Laut den Forschern der Universität Kopenhagen hat dunkle Schokolade damit durchaus das Potenzial, uns vor den schlimmsten Schlemmersünden während der kommenden Festtage zu bewahren. (pim.)

Zooelefanten leben nicht lang

Dass Zooelefanten unter vielen Krankheiten leiden und Zoopopulationen sich deshalb nicht ohne die Zufuhr von neuen Tieren erhalten lassen, ist bekannt. Nun zeigt eine Untersuchung von Forschern um Ros Clubb das Ausmass dieser Gefährdung («Science», Bd. 322, S. 1649): Elefantendamen im Zoo leben weit weniger lang als ihre wildlebenden Verwandten



REUTERS

in den Reservaten in Afrika und Asien. Dies ergab ein Vergleich der Lebensdaten von 4500 einzelnen weiblichen Elefanten aus europäischen Zoos, aus dem Amboseli-Nationalpark in Kenya und von Arbeitselefanten der burmesischen Holzindustrie. Durchschnittlich werden afrikanische Elefanten im Zoo nur knapp 17 Jahre alt, gegenüber einer Lebensdauer von 56 Jahren in Afrika. Bei den indischen Elefanten stehen einer Zoo-Lebenszeit von knapp 19 Jahren ein Durchschnittsalter von 41 Jahren bei den Arbeitselefanten in Burma gegenüber. (kmr.)

Mädchen oder Knabe?

Ob ein Mann mehr Töchter oder mehr Söhne hat, hängt unter anderem von sei-

nen Genen ab. Dies melden Corry Gellatly und seine Kollegen von der britischen Newcastle University. Sie haben über 900 Familienstammbäume mit 50 000 Menschen analysiert und fanden, dass Männer mehr Söhne zeugen, wenn sie viele Brüder haben. Umgekehrt haben Männer mit vielen Schwestern mehr Töchter. Für den Nachwuchs der Frauen spielt das Geschlecht ihrer Geschwister hingegen keine Rolle («Evolutionary Biology», online).

Statistisch gesehen ist die Wahrscheinlichkeit, einen Knaben oder ein Mädchen zu zeugen, etwa gleich gross. Frauen vererben ein X-Chromosom an ihre Nachkommen, Männer entweder ein X- oder ein Y-Chromosom. Der Vater «entscheidet» somit, ob es ein Mädchen (XX) oder einen Knaben (XY) gibt. Die Forscher vermuten, dass genetische Faktoren einen Einfluss darauf haben, wie viele X- und wie viele Y-Spermien ein Mann produziert. (tlu.)

Schluss-Strich von Nicolas Mahler

